

RICK MOFINA

BLUTIGES SCHWEIGEN



Weltbild

Blutiges Schweigen

Der Autor

Der Kanadier Rick Mofina hat schon als Fünfzehnjähriger seine erste Kurzgeschichte an eine Zeitschrift verkauft. Nach seinem Studium (Journalismus und Englische Geschichte) berichtete er jahrelang als Reporter aus Kriegs- und Krisengebieten. Heute lebt und arbeitet er als Kommunikationsberater in Ottawa und schreibt »nebenbei« seine erfolgreichen Thriller.

Rick Mofina

Blutiges Schweigen

Thriller

Aus dem Kanadischen von
Sabine Schilasky

Weltbild

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
A PERFECT GRAVE bei MIRA Books, UK



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Rick Mofina
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Übersetzung: Sabine Schilasky

Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Umschlaggestaltung: zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© N_o_a_n_a)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-161-3

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Dieses Buch widme ich meiner Lieblingsschwägerin.
Du weißt, wer gemeint ist.

Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt.
Lukas 7,47

Für Schwester Anne war der Tod immer nahe.

Heute Abend jedoch *fühlte* er sich noch näher an, und sie wusste nicht, warum.

Es war ein Abend wie jeder andere im *Compassionate Heart of Mercy Shelter* am Rande von Seattles Pioneer Square District, wo sie Tomatensuppe an jene verteilte, die alle Hoffnung verloren hatten. Deren Vergangenheit sich in ihre furchtsamen Gesichter gegraben und deren Schmerz ihre Körper mit Läsionen, Injektionsnarben und Gefängnistattoos gezeichnet hatte.

Während sie die Reihen der plastikverhüllten Bingotische abschnitt, sah Schwester Anne gelegentlich einen ihrer »Gäste« von seinem Essen zu den Fingerfarben-Malereien an den Wänden des Untergeschosses aufschauen. Sie waren von den Kindern dort aufgehängt worden, für die dieser Raum tagsüber als Hort fungierte. Porträts von glücklichen Familien, die sich unter sonnigen Himmeln und bunten Regenbögen an den Händen hielten.

Keine dunklen Wolken. Keine finsternen Mienen. Keine Tränen.

Eindrücke aus dem Paradies.

Schwester Anne berührte der Kontrast zwischen den verträumten Bildern und der kalten Wirklichkeit dieser unglücklichen Seelen.

Diese Leute waren gefesselt von Fehlern, Tragödien und Abhängigkeiten, und sie suchten in der Kinderkunst nach Antworten.

Stumme Hilfeschreie.

Hilfe anzubieten, war Schwester Annes Job. Es war ihre Berufung, die Gebrochenen zu retten, ihnen warme Mahlzeiten, Hoffnung und den Mut zu geben, sich selbst zu heilen.

»Möchten Sie mehr Suppe, Willie?«

Ein raschelndes Flüstern drang aus dem von Krümeln gesprenkelten Bart des früheren Flugzeugmechanikers. Er hatte seinen Job, sein Haus und schließlich seine Familie an das Glücksspiel verloren.

»Ich möchte niemandem Umstände machen, Schwester.«

»Das tun Sie nicht, mein Lieber. Schwester Violet hat mir erzählt, dass Sie sich gut in der Gruppe machen.«

»Ich habe in den zwei Monaten kein Treffen verpasst.«

»Weiter so, mein Lieber. Sie sind mein Held.«

Schwester Anne legte eine Hand auf seine Schulter und zog ihn näher zu sich. Der Geruch nach Alkohol, Zigaretten, ungewaschenem Körper und Verzweiflung, der hier so allgegenwärtig war, machte ihr nichts aus.

Die anderen Schwestern im Orden stellten sich ihrer Aufgabe tapfer, doch Schwester Anne ging sie mit einer wahren Begeisterung an.

Ob sie Sandwiches an Obdachlose verteilte, weggelaufene Teenager und misshandelte Frauen tröstete oder ins Gefängnis ging, um die Insassen zu beraten, sie war eine unermüdliche Kämpferin für das Gute.

Wobei sie niemals predigte oder belehrte. Sie diente in Demut, denn auch sie hatte Fehler gemacht. Indes kannte keine der übrigen Schwestern ihre Geschichte oder wie es zu ihrem »Gottesmoment« gekommen war, der zu ihrem Glau-

bensbekenntnis führte. Was ihr Vorleben betraf, hielt Schwester Anne sich sehr bedeckt.

Überhaupt wären auf den ersten Blick die wenigsten Leute auf die Idee gekommen, dass Anne Braxton eine Nonne war. Seit der Vatikan in den 1960ern die Kirche modernisiert hatte, mussten Ordensschwestern nicht mehr hinter Klostermauern leben oder Habit mit Schleier tragen.

Heute Abend war Schwester Anne in einer ausgebleichenen Jeans und einem Seattle-Seahawks-Sweatshirt, auf dem Soßenflecken waren und das nach Thunfischauflauf roch. Mit ihrem ungeschminkten Gesicht und dem kurzen, grau melierten Haar konnte man leicht glauben, sie wäre eine etwas über vierzigjährige Ehrenamtliche aus einem Mittelklasse-Vorort. Das kleine Silberkreuz an der schwarzen Schnur um ihren Hals und der schlichte silberne Ring verrieten nichts von dem lodernen inneren Feuer, das sie mit ihrer Ordensgemeinschaft verband.

Denn sie schulterte die Angst jener, denen sie sich so sehr zu helfen bemühte. Neben Willie war Beatrice, die Lehrerin in Ravenna gewesen war, als sie bei einem Schulausflug in ihrem Minivan zurücksetzte und versehentlich eine Sechsjährige überfuhr. Das Mädchen starb noch am Unfallort. Beatrice verfiel in eine Depression und stürzte immer weiter ab, bis die Polizei eines nachts zur Aurora Avenue Bridge gerufen wurde und ihr ausreden musste, in den Lake Union zu springen. Seitdem half Schwester Anne ihr, sich selbst zu vergeben.

Dasselbe tat sie für Cooper, einen gequälten Soldaten, dessen Panzer von einer Granate getroffen wurde. Alle in der Crew starben. »Lebendig gekocht.«

Einzig Cooper kam heraus.

Schwester Anne betete täglich für Cooper, Beatrice und Willie. Sie weigerte sich zu glauben, dass sie wertlos, ungeliebt und schuldig waren wegen dem, was geschehen war. Niemand ist schuldig, sagte sie ihnen und den neuen Leuten, die jeden Tag mit ähnlichen Tragödien in die Einrichtung kamen. Jeder von ihnen zählte, und sie wollte, dass sie es wussten, vor allem am Ende des Abends, bevor sie in die Nacht entschwanden.

»Danke fürs Kommen. Gott segne Sie und viel Glück.«
Mit diesen Worten umarmte sie jeden zum Abschied.

Später, als sie die Teller einsammelte, wandten sich ihre Gedanken nach innen, und sie dachte an ihre Vergangenheit. Die Schuld zerriss sie innerlich, bis Schwester Anne sie verdrängte.

Aber sie kam immer wieder.

Heute Abend war sie die Letzte, denn sie blieb noch, um den Speiseplan für den nächsten Tag zu prüfen. Abermals stellte sich dieses komische Gefühl ein und zog sie zurück durch die Jahre zu jener Zeit, als sich alles änderte. In den letzten Wochen geschah es häufiger, als würde sich irgendein Ereignis ankündigen.

Teilte Gott ihr etwas mit?

Als sie die Tür abschloss, blieb sie stehen und betrachtete die Gebetszeile des keiligen Franziskus von Assisi, die dort hing.

»Im Sterben werden wir zum ewigen Leben geboren.«

Sie dachte einen Moment darüber nach, bevor sie zur Straße ging. Im Bus schaute sie zu den Banneranzeigen für ungewollte Schwangerschaften, Kondome, Telefonseelsorge

und die Polizeinummern mit der dringenden Bitte, verdächtiges Verhalten zu melden. Wir leben in einer Welt des Schmerzes, und wir alle haben unser Kreuz zu tragen.

Schwester Anne schloss die Augen.

Ihr Bus fuhr die Hügel zwischen First Hill und Yesler Terrace hinauf zu der kleinen Siedlung gepflegter, schlichter Häuser am Ostrand von zwei Vierteln. Zum Glück war es eine kurze Fahrt.

Beim Aussteigen hörte sie ferne Sirenen und weiter weg eine Autoalarmanlage, die sie an die jüngste Zunahme von Autodiebstählen und Einbrüchen in ihrer Gegend erinnerten.

Vom regennassen Gehweg aus konnte sie die hohen Luxusapartmentbauten von First Hill über den Sozialbauten von Yesler Terrace aufragen sehen. Hinter ihnen, jenseits der I-5, glitzerte die Skyline von Seattle in der Nacht. Nach Norden hin war die Space Needle, nach Süden waren die Stadien zu sehen, in denen die Mariners und ihre geliebten Seahawks spielten.

Schwester Annes Zuhause war nur wenige kurze Blocks weiter in einer Reihe von hübschen Stadthäusern. Ein großzügiges Gemeindemitglied hatte eines von ihnen der Erzdiözese gespendet. Schwester Annes war das mittlere Haus. Sie erreichte die Haustür und erstarrte.

Die Tür stand einen Spalt weit offen.

Ach du Schreck.

Ihre Sorge wich Verärgerung. Das Schloss taugte nicht allzu viel. Als sie hineinging, roch sie gebratene Zwiebeln, Peperoni, Paprika und Käse und seufzte. Ihre neuen Nachbarn, die jungen Nonnen aus Kanada, mochten hin und

wieder gerne Pizza, hatten jedoch immer noch nicht raus, dass sie die Haustür fest andrücken mussten, damit sie richtig zu war. Immerhin ersparte es ihr, nach ihren Schlüsseln zu kramen. Drinnen war alles still, als Schwester Anne die Treppe zu ihrer Wohnung im zweiten Stock hinaufging, in der sie allein lebte.

Abendgebet, eine Tasse Tee und ein wenig Ruhe für ihre müden Knochen. Sie schaltete das Licht in ihrer kleinen Wohnung an und empfand ein vages Unbehagen. Etwas stimmte nicht. Sie konnte nicht sagen, was es war, doch etwas fühlte sich *falsch* an.

Ach, es ist nichts.

Vor Erschöpfung war sie albern. Doch als sie ihre Jacke aufhängte, konnte sie das Gefühl einer *Präsenz* nicht abschütteln.

Etwas lag in der Luft.

Sie betrat den Flur zu ihrem Schlafzimmer und blieb wie angewurzelt stehen.

Ihre Sachen aus der Kommode waren verstreut, ihr Schrank durchwühlt worden.

Jemand ist hier gewesen.

Sie blickte zu ihrem Telefon. Ein Dielenbrett knarrte, und bevor sie reagieren konnte, legte sich eine verhüllte Hand von hinten auf ihren Mund. Ein massiger, steinharter Arm klemmte angewinkelt ihren Hals ein, presste auf ihre Luft- röhre und hob sie ein Stück an. Ihre Zehen schleiften über den Holzboden, als sie ins Bad geschleppt und dicht vor den Spiegel gedrückt wurde.

Die Augen ihres Angreifers fixierten ihre.

Er hielt sie lange genug so, dass sie ihn erkannte und lange

vergrabener Schmerz wieder aufgewühlt wurde. Dann blitzte eine Messerklinge an ihrem Hals.

»Schrei, und du stirbst«, sagte er. »Verstanden?«

Sie nickte, und er lockerte seine Hand an ihrem Mund.

»Du weißt, weshalb ich hier bin.«

Ja, das wusste sie.

»Es ist weg.« Sie schluckte. »Ich hatte dir gesagt, dass es weg ist.«

»Du lügst! Wo ist es?«

Sein Griff wurde fester, bis sie wimmerte. Die Klinge schabte über ihre Haut, ritzte sie ein. Blut rann über ihren Hals, und Tränen füllten ihre Augen. »Wir können die Sünden unserer Vergangenheit niemals auslöschen«, sagte sie.

Sein Zorn war gewaltig.

»Nein«, bestätigte er. »Aber wir können für sie bezahlen. Und zwar teuer.«

Plötzlich riss sie die Augen weit auf, denn die Klinge drang tiefer in ihre Kehle. Mit den Händen versuchte sie, die Blutung zu stillen.

»Ich vergebe dir«, flüsterte sie.

Er ließ sie sanft zu Boden gleiten, als wäre sie seine Tanzpartnerin. Und er schaute zu, wie sie sich abmühte, etwas aus ihrer Tasche zu holen. Einen Rosenkranz. Den drückte sie mit ihren blutigen Fingern. Eine Zeit lang beobachtete er sie, bis alles Leben aus Schwester Annes Gesicht gewichen war. Danach kehrte er zurück in ihr Schlafzimmer und setzte seine Suche in ihren persönlichen Unterlagen und Fotos fort.

Bei einem neueren Schnappschuss von einem Jungen hielt er inne. Der Mann musterte das Gesicht und die Au-

gen des Kindes eingehend, und schließlich lächelte er beinahe. Nun hatte er eine Verbindung zu dem, was ihm gehörte.

Er musste es sich nur noch nehmen, bevor die Zeit endgültig ablief.

Etwas war da los. Yesler Terrace.

Jason Wade, der allein die Nachtschicht in der Polizeiredaktion des *Seattle Mirror* machte, konzentrierte sich auf die Reihe von Polizeifunkscannern, über die sie die Hauptfrequenzen der Notrufzentralen in der Stadt empfangen. Zwischen den endlosen Verkehrsmeldungen nahm er einen Anflug von Betroffenheit in der Stimme der Sprecherin wahr.

Doch der Anruf wurde gleich wieder von dem Hin und Her der Polizeicodes übertönt, die andere Notrufe betrafen. Jason fluchte leise und schaltete sich in den Kanal ein. Vielleicht erwischte er ihn noch einmal. Er versuchte es, doch es war zwecklos.

Es klang, als wäre irgendwo im Central District etwas los. Revier Ost. Aber was?

Eine Minute verging. Dann noch eine. Er hörte nichts mehr. Sein Anruf bei dem Revier lief sofort aufs Band. Dennoch sagte ihm sein Gefühl, dass er den Kanal unbedingt weiterhören musste, denn er durfte dieser Tage keine einzige Story verpassen.

Nicht in dieser Schicht.

In dieser Schicht konnte ihn eine verpasste Story den Job kosten. Er beendete die 75-Wörter-Meldung über eine Messerstecherei nahe der Universität – ein kleiner Drogendeal, der schiefgegangen war. Das Opfer würde überleben.

Anschließend aß er sein kaltes Clubsandwich aus der Cafeteria auf und blickte sich in der verlassenen Redaktion

um. Die meisten aus der Nachtschicht waren gegangen, nachdem die erste Ausgabe fertig war. Der Redaktionsassistent war oben und verteilte die Ausgaben in den Chefbüros. Die kleine Truppe von der Schlussredaktion, die bleiben musste, falls sich noch irgendwelche Sachen ergaben, die dringend mit ins Blatt mussten, vertrieb sich in der hinteren Ecke die Zeit mit eifrigen Diskussionen über Sportergebnisse und mit Kreuzworträtseln.

Mehrere Etagen tiefer liefen die deutschen Druckerpressen des *Mirror* und fertigten die erste Ausgabe für morgen. Die großen Maschinen brachten das gesamte Gebäude zum Vibrieren. Allein vor dem Polizeifunk, betrachtete Jason seinen Schreibtisch und zog Bilanz. Dies war sein Leben, inmitten leerer Fast-Food-Verpackungen, abgestandener Essensreste, alter Nachrichtenmeldungen, alter Dateien, vollgeschriebener Notizblocks und Exklusivstories für die Titelseite, die er sich für den *Mirror* sichern konnte.

Er war Polizeireporter bei einer großen Tageszeitung.

Das hatte er sich immer gewünscht.

Und jetzt hing alles an einem seidenen Faden.

In den zwei Jahren, seit er seinen Job über einen Praktikantenwettbewerb des *Mirror* ergattern konnte, hatte er dem Blatt viele der größten Artikel über Verbrechen beschert – »mit Pulitzer-würdiger Journalistenarbeit«, wie seine früheren Redakteure in seine Akte geschrieben hatten. Sicher, seine Art, eine Story zu bekommen, war nicht immer ganz lupenrein, weil er gern bis zum Äußersten ging. Und er hatte einige »schwierige persönliche Umstände«. Doch seine Leidenschaft stellte die der meisten Alteingesessenen in den

Schatten, und auch wenn er nach wie vor als Anfänger galt, wurde bereits von einer Beförderung geredet.

Also, wie konnte es so weit kommen?

Wie war er zum Außenseiter in der meistgehassten Schicht überhaupt geworden – zum nächtlichen Polizeireporter? Die Antwort lag unter dem Müllhaufen auf seinem Schreibtisch vergraben, in den Briefen von den Rechtsanwälten, deren ernste Worte nichts von ihrer üblen Ätzkraft verloren hatten.

»... möglicher Beweis von Böswilligkeit ... falsche Berichte, die Schuld implizieren ... unwahre Aussagen ... Verleumdungsklage ...«

Angst und Wut bewirkten, dass sich sein Magen heftig verkrampfte.

Hör auf damit und vergiss es. Es ist vorbei, Mann, lass es einfach gut sein.

Er drehte die Scanner lauter, stand von seinem Schreibtisch auf und dachte an andere Dinge. Der *Mirror* befand sich wenige Blocks nördlich vom Stadtzentrum, an der Ecke Harrison und 4th. Die Redaktion war im sechsten Stock, und von den durchgehenden Fenstern an der Wand hinten blickte man nach Westen.

Jason beobachtete die Lichter der Schiffe in der Elliott Bay und sagte sich zum millionsten Mal, dass die Sache mit Brian Pillar nie hätte passieren dürfen.

Zwei Monate war es her.

Pillar hatte sich verfahren und seinen Van angehalten, um zwei Frauen, die an einer Straßenecke standen, nach dem Weg zu fragen. Zu der Zeit führte die Polizei von Seattle eine Undercover-Ermittlung gegen Prostitution durch. Jason

hatte geholfen, Cassie Appleton, einer neuen Reporterin, und Joe Freel, einem Fotografen des *Mirror*, den Kontakt zur Polizei herzustellen und zu arrangieren, dass sie bei einigen Einsätzen mitfahren durften.

Cassie sollte einen Beitrag über den Verdruss der Anwohner wegen des wachsenden Nuttenproblems und der zunehmenden Kriminalität schreiben.

Es war Cassies Story, hatte Eldon Reep, Redakteur für den Innenstadtbereich, sehr kühl zu Jason gesagt. Abgesehen von einem Polizeikontakt bräuchte sie keine Hilfe mehr von Jason.

Was in Ordnung war, bis die Geschichte eine Wendung nahm, weil Brian Pillar wegen Förderung der Prostitution verhaftet wurde, zusammen mit neun anderen Freiern. Der *Mirror* brachte exklusive Nachrichtenfotos von »Nutten«, die an ihren Autos lehnten, ebenso wie Aufnahmen von den beschuldigten Männern, wie sie in Handschellen gelegt und in Untersuchungshaft transportiert wurden.

Brian Pillar war Schulleiter.

»Sie haben ihn eben festgenommen! Seine Frau ist querschnittgelähmt oder so. Sie haben drei Töchter«, hatte Cassie atemlos am Telefon berichtet. »Er sollte es wahrlich besser wissen. Den knöpfe ich mir richtig vor und mache ihn zum Aufhänger.«

Jason warnte sie. Bei einer verdeckten Ermittlung voreilige Schlüsse zu ziehen, konnte riskant sein.

»Cassie, du musst vorsichtig mit diesen Geschichten sein. Manchmal werden Typen verhaftet, aber nie angeklagt, aus welchen Gründen auch immer. Warte lieber, bis es bestätigt ist«, sagte er.

»Der ist so was von *schuldig*! Du hättest sein Gesicht sehen müssen. Ich kenne mich nicht mit diesem Polizeikram aus, Jason. Außerdem vertrauen die Cops dir. Kannst du mir helfen, eine Bestätigung für die Vorwürfe zu bekommen? Ich habe Eldon schon angerufen, und er will die Story morgen auf Seite eins bringen, als echte Nachricht, nicht als Feature nächste Woche. Jetzt brauche ich Hilfe!«

»Ich fasse das auf keinen Fall an. Sie gehört ganz dir. Viel Glück.«

»Jason, hör zu.« Sie senkte die Stimme. »Ich brauche deine Hilfe. Eldon hat Angst, dass die *Times* oder *P-I* Wind von der Verhaftung des Schulleiters bekommen und mir die Story klauen. Ich soll dir von ihm ausrichten, dass du mir helfen sollst. Bitte. Ich brauche dich jetzt.«

Jason hasste es, wie die Sache gehandhabt wurde. Erst wurde er höflich aufgefordert, sich rauszuhalten, dann befahl man ihm zu helfen – und durch eine Reporterin, keinen Redakteur. Das roch nach Ärger.

Doch nachdem er über seine Lage nachgedacht hatte, traf er eine Entscheidung und rief schließlich einige Leute an. Ihm wurde bestätigt, dass neun der zehn Männer wohl angeklagt würden.

Der einzige Mann, gegen den es keine Anklage geben würde, war Brian Pillar, der Schuldirektor. Jason erzählte es Cassie.

»Wie sich herausgestellt hat, war er unterwegs, um irgendein Ersatzteil für den Rollstuhl seiner Frau abzuholen und hatte sich *wirklich* verfahren. Die anderen waren die üblichen Typen, polizeibekannt und so. Ich schätze, damit wird deine Story etwas weniger spannend«, sagte er.

»Verdammt. Bist du sicher? Denn ein Vorstadtschulleiter ist genau das, was ich brauche, um der Story den nötigen Pepp zu geben.« Sie war panisch. »Ich rede mit Eldon.«

Lass dich niemals von Fakten ablenken, scherzte Jason ins Nichts vor seinem Schreibtisch. Im Ernst, ohne das große Drama würde Cassies Story garantiert tief im Innenteil der Zeitung verschwinden, sagte er sich. Doch ihm fiel die Kinnlade herunter, als ihm am nächsten Morgen Brian Pillars Gesicht von der Titelseite entgegenstarrte, auf der man ihn als »verdächtigen Freier« zusammen mit den anderen Verhafteten zeigte.

Schulleiter als einer von 10 »Freiern« bei Razzia festgenommenen.

Cassie zitierte in ihrem Artikel, wie Pillar die Zeitung angefleht hatte, seinen Namen oder sein Bild nicht zu veröffentlichen.

»Ich hatte nichts mit alledem zu tun. Ich bitte Sie, denken Sie an meine Frau, unsere Töchter, meine Schüler und meine Schule. Bitte.«

Doch da war das Foto von Pillar in Handschellen, zusammen mit der nicht vom Tisch zu weisenden Tatsache, dass er verhaftet wurde, auch wenn es nicht dasselbe war wie eine Anklage. Obwohl es zu keiner Anklage kam, sah er auf dem *Mirror*-Foto und unter dieser Titelzeile schuldig aus. In dem Artikel wurde überdies eine alles andere als mitfühlende Gemeindeaktivistin zitiert. »Mir tut er nicht leid. Wenn diese Männer mit heruntergelassenen Hosen erwischt werden, erzählen sie alles Mögliche, nur nicht die Wahrheit.«

An jenem Morgen erhielt Jason einen Anruf von einem Detective, den er kannte.

»Nette Nummer heute mit dem Direktor, Wade. Wir hatten dir gesagt, dass er aus dem Schneider ist. Es war ein klarer Fall von ›zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Es ist nicht meine Story. Ich weiß nicht, warum sie ihn so heftig angeprangert haben, aber ich schätze, Cassie wird das wohl wieder hinbiegen müssen, mit ihm reden und alles klären.«

»Das dürfte schwierig werden, du Ass.«

»Warum?«

»Weil Brian Pillar sich heute Morgen mit einem Verlängerungskabel in seiner Garage aufgehängt hat. Seine älteste Tochter hat ihn gefunden, es geschafft, ihn mit einer Heckenschere runterzuschneiden, und den Notarzt gerufen.«

»Mein Gott, lebt er?«

»Kaum noch.«

Brian Pillar hatte dann doch noch überlebt und sich erholt, und der *Mirror* zahlte ihm einen »sechststelligen Betrag« in einer raschen außergerichtlichen Einigung, die außerdem eine Richtigstellung auf der Titelseite sowie einen Vortrag über journalistische Verantwortung von einem leitenden Redakteur vor Pillars Schulaufsichtsbehörde beinhaltete.

Doch bevor all das geschah, gaben Cassie Appleton und Eldon Reep die Schuld an dem Desaster Jason.

»Wie kannst ihr mir das anhängen? Ich hatte nie etwas mit Cassies Story zu tun.«

»Sie hatte dich um Hilfe gebeten«, erwiderte Reep.

»Und ich habe ihr gesagt, dass er nicht angeklagt würde und sie lieber vorsichtig sein soll.«

»Da erzählt Cassie etwas anderes. Sie hat mich informiert,

dass du ihr ganz klar erzählt hast«, Eldon nahm seinen Notizblock auf, »dass alle Verhafteten angeklagt würden. Alle.«

»Das stimmt überhaupt nicht!«

»Nennst du sie eine Lügnerin?«

Jason sah Reeps kalten Blick.

Sei auf der Hut, sagte er sich.

Cassie Appleton war von Reep eingestellt worden. Reep hatte Fritz Spangler wenige Monate zuvor als Innenstadt-Redakteur abgelöst. Er war aus Seattle und hatte für das Konkurrenzblatt *Seattle Times* gearbeitet, ehe er nach Toronto ging, um dort beim Aufbau einer neuen Tageszeitung zu helfen, dem *Canada News Observer*. Nach sechzehn Monaten scheiterten das Blatt und Reeps Ehe. Er wollte zurück nach Seattle, machte einige Anrufe und bekam am Ende Spanglers alten Job.

Reep wollte die Redaktion des *Mirror* neu gestalten. Eine der Ersten, die er anheuerte, war Cassie Appleton gewesen. Sie hatte zuvor bei irgendeiner kleinen, alle drei Wochen erscheinenden Zeitung im mittleren Westen gearbeitet, aber ein paar obskure Preise gewonnen. Sie lächelte nie, war ganz auf ihren Ehrgeiz fixiert, einen sehr guten Draht zum Rathaus zu bekommen, um diesen Job als Sprungbrett zum Hauptbüro in Olympia und schließlich in die Bundesredaktion in Washington D.C., zu nutzen.

Dem Redaktionsklatsch zufolge hatte Cassie keinerlei Hemmungen, Familien zu zerstören, und war aus ihrer Kleinstadt vertrieben worden, nachdem sie eine stürmische Affäre mit ihrem Chefredakteur gehabt hatte.

Und von Reep hieß es, dass er scharf auf sie war.

Also, sei ja vorsichtig, ermahnte Jason sich.

»Antworte mir, Wade. Nennst du Cassie eine Lügnerin?«

»Ja.«

»Und wie kannst du das beweisen?«

Jason konnte es nicht beweisen und begriff sofort, was geschehen würde. Er war als Prügelknabe ausgewählt. Ganz eindeutig.

Und er hatte recht.

Eldon suspendierte ihn für eine Woche und versetzte ihn im Anschluss auf unbestimmte Zeit in den Nachtdienst, während er über sein Schicksal entschied. Gleichzeitig teilte er ihm mit, eine verpasste Story oder ein weiterer Fehler, und seine Zeit beim *Mirror* wäre vorbei.

»... *alle Einheiten ... wir haben Meldung eines ...*«

Die Scanner lenkten Jasons Aufmerksamkeit zurück zu den Polizeieinsätzen und seinem Schreibtisch. Er justierte die Einstellungen, doch wieder kamen nur bruchstückhafte, sich überschneidende Meldungen aus dem Bereich Stadtzentrum, nahe First Hill – nein, Moment –, das war näher bei Yesler Terrace.

Was zum Teufel passierte da draußen?

»... *Meldung eines zweiten langsam fahrenden Wagens ...*«

Langsam fahrender Wagen? Ist das alles? Das ist doch keine Story.

Jason war erleichtert und drauf und dran, den knisternen Funk und seine Sorge abzutun, als er inmitten des Rauschens Fetzen einer Übertragung hörte.

»... *Wohnung einer Nonne ... schick sie euch über MDÜ ...*«

Die Wohnung einer Nonne? Was war da los? Jason wusste, dass mehrere Häuser der Diözese gehörten. *Und jetzt gingen sie über die Mobile Datenübertragung!*

Lieber auf dem Revier versuchen, dachte er und griff nach seinem Telefon, das im selben Augenblick auch schon zu läuten begann.

»*Seattle Mirror.*«

»Ich würde gern Jason Wade sprechen. Erreiche ich ihn unter dieser Nummer?«

»Am Apparat.«

Außer fremden Stimmen war Partylärm zu hören, das Klingeln einer Kasse und das Klimpern von Gläsern.

»Ich rufe wegen Ihres Vaters an.«

»*Mein Vater?* Was ist mit ihm? Geht es ihm gut?«

»Er hat mich gebeten, Sie anzurufen, und sagt, er braucht Sie sofort hier.«

»Was? Wo ist er? Wer sind Sie? Worum geht es? Ist er verletzt?«

»Hören Sie, ich richte es bloß aus. Er ist hier in der Ice House Bar, und er sagt, Sie wissen, wo das ist, und dass es ein Notfall ist. Ich muss auflegen.«

Eine Bar.

Jason vergrub das Gesicht in den Händen.

Er hockt in einer verfluchten Bar. Ich brauche das nicht, Dad. Nicht jetzt.

Der Scanner knisterte, und noch ein Funkfetzen kam.

Was ging da nahe Yesler Terrace vor?

Jesus Christus zeigte sein blutendes, von Dornen umkränzttes Herz auf dem Gemälde über Isabella Martells Couch, während Detective Grace Garner sich deren Lügen über ihren Enkel anhörte.

»Nein, Roberto, er kommt nicht her.«

Grace warf Detective Dominic Perelli, ihrem Partner, einen Blick zu, tippte mit dem Stift auf ihren Notizblock und atmete enttäuscht aus.

»Und Sie haben keine Ahnung, wo er ist?«

Isabella schüttelte den Kopf und blinzelte hinter ihren dicken Brillengläsern, während sie auf ihre Hände starrte, die arthritisch vom jahrelangen Toilettenputzen im Mutual Tower waren. Roberto strahlte von seinem gerahmten Highschool-Foto über ihrem Motorola-Fernseher herab. Nichts an seinem Grinsen prophezeite, dass er zu einem sechsundzwanzigjährigen Drogendealer und Zuhälter mutieren würde, der mit dreiundzwanzig schon zum ersten Mal neun Monate absitzen musste, weil er eines seiner Mädchen verprügelt hatte.

Einem Informanten zufolge war Roberto der Letzte, der Sharia May Forrest lebend gesehen hatte, bevor man ihre Leiche hinter einer Pfandleihe in der Aurora Avenue fand.

Erdrosselt.

Sie war die Teenager-Prostituierte, die vor mehreren Wochen tot aufgefunden wurde, und Grace hatte darüber bisher so gut wie nichts. Keine brauchbaren Zeugen, nichts als

Fragmente von Abdrücken oder nur teils erkennbare, nichts Konkretes. Nichts als den Tipp eines konkurrierenden Dealers, der freudig gegenüber der Polizei ausgesagt hatte: »Sharia May war bei Roberto verschuldet, und Leute haben ihn mit ihr gesehen.«

Ob die Spur etwas taugte oder nicht, Grace musste mit Roberto Martell reden. Trotz der Tatsache, dass es eine Beschwerde bei der Polizei über laute Musik aus einem Mustang mit Robertos Kennzeichen vor dieser Adresse auf der Straße gab und ein Mann, auf den Robertos Beschreibung passte, gesehen wurde, wie er in dieses Haus gegangen war, würde Isabella niemals verraten, wo sich ihr Fleisch und Blut aufhielt.

»Verflucht, bevor sie in dieses Land kam, war sie dabei gewesen, wie eine Todesschwadron ihren Vater umbrachte«, sagte Perelli später über einem abgepackten Essen in einem Belltown-Diner, wo Grace über ihren Kaffee und alles andere nachgrübelte.

Der Forrest-Fall wurde allmählich so kalt wie Sharia Mays Grabstein. Anscheinend sollte er genauso ungeklärt bleiben wie die letzten drei Morde, die Grace abbekommen hatte. Den anderen Detectives ging es nicht besser, und die Arbeitsmoral schwächelte. In den letzten zwanzig Monaten waren acht alteingesessene Ermittler entweder in den Ruhestand gegangen oder aus der Mordabteilung versetzt worden.

Und das zeichnete sich in der Aufklärungsquote ab, die von achtzig auf fünfundfünfzig Prozent gefallen war.

»Diese traurigen Statistiken besagen, dass Mörder eine gute Chance haben, in dieser Stadt ungeschoren davonzu-

kommen«, hatte ein *Seattle-Mirror*-Kolumnist in einer scharfen Attacke auf die Polizei Seattles geschrieben.

Diese Wahrnehmung bereitete der Behörde Sorge, was wiederum dem Chief zu schaffen machte, der Druck auf den Deputy ausübte, den dieser an den Assistent Chief weitergab, worauf Letzterer den Captain rief, der seinerseits die Lieutenants anwies, einen Erlass rauszugeben, den die Sergeants an ihre Detectives zu geben hatten.

»Mir wurde befohlen, Ihnen allen das Offensichtliche mitzuteilen«, hatte Sergeant Stan Boulder seinem Team zu Beginn einer Schicht kürzlich gesagt, wobei er sichtlich seine Wut bezähmen musste. »Wir brauchen einen Erfolg, und den schnell.«

Während seine Leute murrten, knüllte Boulder sein Memo zusammen und zog Grace in sein Büro.

»Wegen dieses Prüfungsmists werden wir von allen Seiten angepinkelt.«

»Eine hübsche Illustration.«

»Die Leute werden abgelenkt, zweifeln an allem, und sie müssen konzentriert bleiben, Grace.«

»Ja, das haben wir kapiert.«

»Sie sind eine meiner Hellsten, deshalb haben wir Sie hergeholt. Wir müssen einen aus dem Feuer holen, schnellstens.«

»Welchen? Ich laufe einfach raus und löse den Fall jetzt gleich.«

»Sie wissen, was ich meine.«

Ja, das tat sie.

Grace ging die Dinge stets mit einem frischen Blick an; dieses Talent hatte sie in ihren Teenagerjahren entwickelt, als

ihr schnelles Überlegen half, bei einer Schießerei an ihrer Highschool Leben zu retten. Danach war Grace klar gewesen, dass sie ein Cop würde.

Mit ihrem College-Abschluss war sie unter den besten fünf Prozent gewesen und hatte überlegt, sich beim FBI zu bewerben, bevor sie sich für das Seattle PD entschied. Als Streifenpolizistin war sie ausgezeichnet worden, weil sie einen Raubüberfallverdächtigen zu Boden geworfen und entwaffnet hatte. Sie war bald zum Detective aufgestiegen und hatte in diversen Einheiten gearbeitet, wo sie sich regelmäßig die Anerkennung und das Lob ihrer Vorgesetzten verdiente, bevor sie eine der jüngsten Ermittlerinnen in Seattles Mordkommission wurde.

Sie gab alles in ihrem Job, arbeitete sechzig Stunden die Woche und ließ nichts anderes in ihrem Leben zu. Grace war eine Einzelgängerin, und das schon seit der Schießerei in der Schule. So war es einfach. In den letzten Jahren jedoch hatte sie rund um die Uhr mit dem Tod zu tun, und sie glaubte nicht, dass sie es noch sehr lange allein aushalten würde.

Doch ihre Versuche, etwas dagegen zu unternehmen, waren nicht besonders weit gediehen.

Sie war einige Male mit Jason Wade ausgegangen, dem Mann vom *Mirror*. In gewisser Weise schien die Chemie zwischen ihnen zu stimmen, war da ein Knistern, aber irgendwie kam immer die Arbeit dazwischen. *Oder sie ließen sie dazwischenkommen*. So oder so hatte sie es beendet, ehe es ernst wurde, und es schien ihn verletzt zu haben. Das hatte sie ihm angesehen.

War es ein Fehler gewesen?

Sie wusste es nicht.

Dann war da ihr Reinform mit Drew Wagner, dem FBI-Agenten. Nachdem er von Boston hierher versetzt worden war, hatte er sie verbissen umworben. Gott, er war solch ein gut aussehender Schmeichler, und sie hatte es nicht kommen sehen. Zuerst behauptete er, Single zu sein, und er trug keinen Ring. Doch sie wies auf die helle Hautlinie an seinem Finger, also gestand er, ja, er sei geschieden. Sie glaubte ihm, als er ihr von dem Schmerz erzählte, und das tat er so gut ...

Später hörte sie ihn zufällig mit seiner Frau telefonieren, und da gab er zu, dass er eigentlich getrennt wäre. Wieder kam der Herzschmerz, und vielleicht wollte Grace ihm glauben, dennoch forschte sie ein wenig nach und erfuhr endlich die Wahrheit. Wie sich herausstellte, vertrieb er sich bloß die Zeit mit ihr, bis seine Frau das Haus in Charlestown verkauft hatte und *mit ihren Kindern nach Seattle zog*.

Was für ein glorreicher Detective sie war!

Wie konnte ich denn nur so blöd sein?, fragte sie ihr Spiegelbild im Fenster des Diners und entließ die Frage hinaus in die Nacht und zurück zu Jason. War es falsch gewesen, nicht an der Beziehung mit Jason zu arbeiten? Er hatte etwas, das ihr gefiel, eine grüblerische, geniale Ehrlichkeit.

Hör auf, Grace! Lass diesen »Ich Arme«-Mist!

Vorbeigleitende Scheinwerfer schalten sie für ihren Egoismus und warfen ihr Fallbilder zu. Von Sharia May Forrest, einer Ausreißerin, die noch beinahe ein Mädchen war, crack-süchtig, aber mit einem Stoffteddy auf ihrem Bett, und die Geburtstagskarten an Freunde mit Smileys unterschrieb. Von Sharia Mays nackter Leiche in einem von Urin, Erbro-

chenem und Hundekot verdreckten Hinterhof, einen aufgebogenen Metallbügel um den Hals, der mit einem Metallrohrstück hinten so eng gedreht worden war, dass es sie fast enthauptete.

Und von Isabella Martell, die Lügen über Roberto erzählte, während Jesus zuschaute.

Und von Special *Verlogener Mistkerl* Agent Drew Wagner mit seiner Frau und den Kindern im Einkaufszentrum. Und von Grace Garner, allein mit ihren ungeklärten Mordfällen, die all das in den Griff bekommen wollte, als jemand ihren Namen sagte.

»Grace, Grace.« Perelli stupste sie an und hielt ihr sein Handy hin. »Es ist Stan. Er sagt, dein Telefon ist ausgeschaltet.«

»Garner.«

»Boulder hier. Wir haben eine neue Leiche, und du übernimmst.«

»Verdammt, Stan, wir haben alle Hände voll mit dem Forrest-Fall zu tun. Können Marty und Stallworth denn da nicht einspringen?«

»Nein, du machst das. Notier dir die Adresse. Ist bei Yesler Terrace.«

Grace schürzte die Lippen und schrieb mit.

»Wer ist das Opfer?«

»Anne Braxton heißt die Frau. Das hier wird Schlagzeilen machen, und wie.«

»Warum?«

»Sie ist eine Nonne. Und sie wurde in ihrer Wohnung ermordet.«